

Predigt am 09. Februar 2020

Auf dem Nienstedtener Friedhof liegt gleich an der Elbchaussee ein ziemlich wuchtiges Grab. Als ich vor ein paar Monaten daran vorbeiging, standen davor drei Kinder, die gerade lesen gelernt hatten und die Schrift entzifferten: Baron Caspar Voght. Ein Mädchen fragte mich: „Weißt du, wer das ist?“ Ich sagte ihr, dass dies einer der besten Hamburger aller Zeiten gewesen sei.“ Wieso das denn?“ fragte ein Junge. „Soll ich euch etwas über ihn erzählen?“ „Na, meinetwegen“ sagte der Dritte gütig. „Nur eine kurze Geschichte“ versprach ich – und sie nickten. Caspar Voght war der Sohn eines reichen Kaufmanns. Als er 12 Jahre alt war, wurde er schwer krank: die Pocken. Von dieser Krankheit behielt er in seinem Gesicht überall grosse Narben, über die er sich schämte und sich wohl auch ein bisschen selbst bedauerte. Das ging seinem Freund Georg Heinrich Sieveking irgendwann so auf den Geist, dass er zu ihm sagte: „Weisst du was, ich habe dein Gejammer satt. Heute gehen wir zusammen ins Gängeviertel. Dort kannst du Menschen sehen, die wirklich allen Grund zum Jammern haben.“ Und so zogen die beiden in die Stadt – und der reiche Kaufmannssohn sah zum ersten Mal arme Leute, viele von ihnen krank, weil sie kein Geld für den Arzt hatten, viele ohne Arbeit, viele betrunken, auch Kinder. Und dieser eine Gang ins Gängeviertel hat das Leben von Caspar Voght mit einem Schlag verändert: im weiteren Leben war es ihm immer unwichtiger, immer reicher und reicher zu werden. Wichtiger war es ihm, sich um die Leute zu kümmern, die nicht auf der Sonnenseite des Lebens unterwegs waren: die Armen, die Gefangenen, die Kranken, die Alten, die Verwitweten. Dafür reiste er durch ganz Europa und wurde vom österreichischen Kaiser dafür zum Baron ernannt.

Es wird erzählt, dass er sein ganzes Leben lang nur ein einziges Paar Schuhe trug, die er immer wieder besohlen und ausbessern liess. Warum? Weil er seine Tagelöhner und Landarbeiter nicht neidisch machen wollte. Ein paar Schuhe kosteten damals mindestens zwei Monatslöhne – und er wusste, wie Neid die Seele vergiften kann: Er war ja selbst damals neidisch auf die glatten Gesichter seiner Freunde gewesen mit seinen vielen Pockennarben. Er hätte sich jeden Tag neue Schuhe kaufen können – so reich war er über viele Jahre. Darüber hätte sich auch keiner beschweren können – und ungerecht wäre es auch nicht gewesen. Aber er hatte gelernt, sich mit den Blicken von anderen zu sehen, sie nicht zu beschämen und sie vor dem Absturz in den Sumpf des Neides zu bewahren – oder es jedenfalls zu versuchen. Sicher hatte er, wie jeder Mensch auch, ein paar dunkle Seiten,

die er, wie der Mond, lieber versteckt halten wollte. Nur: Man muss kein Heiliger sein, weitherzig werden zu können. Und sein Blick ging seit seinem Gang durch das Gängeviertel nach unten – nicht nach oben zu denen, auf die man vielleicht neidisch sein könnte, denn Neid und Hass sind leider ganz enge Verwandte.

Ich vermute einfach mal, dass er das Gleichnis vom gütigen Weinbergbesitzer kannte, der einen Blick dafür hatte, was Menschen brauchen und nicht, was sie verdient haben.

Die Tagelöhner, die wie alle anderen auch frühmorgens vor Sonnenuntergang auf dem Markt waren, hatten es sich ja nicht ausgesucht, keinen Job bekommen zu haben. Gearbeitet haben sie dann nur noch eine halbe Stunde, wenn der Weg zum Weinberg abgezogen wird. Aber sie wären ohne seine Güte an diesem Tag hungrig und traurig nach Hause gegangen. Dass sich die Menschen ärgerten, die den ganzen Tag gearbeitet hatten und den gleichen Lohn bekamen wie die Letzten hat er auch verstanden, aber er sagt ihnen auch, dass er ihnen gegenüber ja sein Versprechen gehalten hat. „Was siehst du so scheel drein, weil ich so gütig bin?“ Scheel heisst übersetzt: Schiefäugig, misstrauisch, neidisch. Nebenbei: die Menschen in der Geschichte, die Jesus erzählt, haben keine Namen. Das ist natürlich ein wunderbarer Kunstkniff des Erzählers, denn dadurch lädt er seine Zuhörer ein, ihren eigenen Namen in die Geschichte einzusetzen. Es gibt jede Menge freie Plätze für gütige Menschen, die nicht nach oben schielen, sondern den Blick nach unten richten, um den gemeinsamen Boden unter den Füßen und den Himmel im Blick bewahren. Den schenke Gott uns allen. Amen.

Matthias Neumann